

Mehr Gemeinschaftlichkeit

Redaktionelle Anmerkungen von
Wolftram Nolte und Dieter Halbach



Viele Menschen beklagen die zunehmende soziale Kälte. Schon im Jahr 1895 schrieb der Soziologe Ferdinand Tönnies über den



grundlegenden Unterschied von Gemeinschaft und Gesellschaft: „Gemeinschaft ist Verbindung, ist reales und organisches Leben. Gesellschaft ist Verbindung als ideale und mechanische, als Aggregat und Artefakt. Die Theorie der Gesellschaft konstruiert einen Kreis von Menschen, welche auf friedliche Art nebeneinander leben und wohnen, aber nicht wesentlich verbunden, sondern wesentlich getrennt sind ... Hier ist ein jeder für sich allein und im Zustand der Spannung gegen alle übrigen. Solche negative Haltung ist das normale und immer zugrundeliegende Verhältnis dieser Macht-Subjekte gegeneinander ... Keiner wird für den anderen etwas tun und leisten, dem anderen etwas gönnen und geben wollen, es sei denn um einer Gegenleistung oder Gegengabe willen, welche er seinem Gegebenen wenigstens gleich achtet.“ Wie viel mehr trifft diese Analyse – geschrieben zu einer Zeit rasanter Auflösung traditioneller gemeinschaftlicher Bindungen – auf unsere heutige Situation zu! Der umfassenden gesellschaftlichen Globalisierung entspricht eine umfassende Entwurzelung und Individualisierung der Menschen.

Eine große Zukunftsaufgabe besteht darin, Entwürfe eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens zu entwickeln, die Raum für unterschiedliche Kulturen und Persönlichkeiten bieten können. Die Versöhnung von Individuum und Gemeinschaft ist in der Tat eine neuartige und historische Aufgabe, die sich im Zusammenleben täglich und sehr persönlich stellt. Welche Antworten haben Gemeinschaften bisher dafür entwickelt? In den „Thesen zur Lebensqualität von Gemeinschaften“ hat ein Arbeitskreis von unterschiedlichen Gemeinschaftsprojekten versucht, ihre Erfahrungen gemeinsam zu formulieren. Wir werden die dabei entstandenen Thesen fortlaufend dokumentieren und möchten damit eine Reflexion unserer gesellschaftlichen Alternativen anregen. Aber es geht uns nicht nur um eine vertiefte Diskussion, sondern auch um die ganz praktische Entwicklung von neuen Gemeinschaftsinitiativen. Das „Weiter geht's“-Festival zu Pfingsten im Ökodorf Sieben Linden dient der Vernetzung und der gegenseitigen Unterstützung für Suchende und Initiativen.

Eine Grundfrage, die beim Gemeinschaftsaufbau immer wieder auftaucht, lautet: Wieviel Kollektiv und wieviel Individuum wollen wir? Wie lässt sich Freiheit und Selbstbestimmung mit Solidarität und Gerechtigkeit verbinden? Eine der ältesten und größten existierenden Gemeinschaftsbewegungen – die Kibbuzim in Israel – diskutieren diese Frage gerade vehement. Über die Hälfte der 270 Kibbuzim soll schon die traditionelle gemeinsame Ökonomie privatisiert haben. Ein aktueller Reisebericht lässt vor allem Pioniere der Gründungszeit zu Wort kommen. Prof. Dr. Fritz Vilmar reflektiert diesen Prozess auf einer eher analytischen Ebene. In die Zukunft einer schrumpfenden Region im Osten Deutschlands führt uns der Roman „Uckermark“, der von Gerhard Breidenstein vorgestellt wird. In diesen Regionen entsteht ein gesellschaftlicher Freiraum und eine Herausforderung, in denen vor allem auch Gemeinschaften als Katalysatoren wirken können.

Anschrift der eurotopia-Redaktion:

Kurskontakte-eurotopia, Ökodorf Sieben Linden, D-38486 Poppau, Tel. +49 (039000) 90866 oder 90620, Fax 51232, eurotopia.wn@t-online.de

Keine Furcht vor dem Wandel

Die Kibbuzbewegung in Israel –
Rück- und Ausblick aus Sicht einiger Pioniere.
Von Daniele Weber und Thorsten Fuchshuber

Einst waren sie eine treibende Kraft in der Entstehung Israels – die Kibbuzim. Bereits vierzig Jahre vor der Staatsgründung wurden die ersten Kibbuzim von jungen, meist aus Osteuropa stammenden Zionisten errichtet. Heute werden die zionistischen Kommunen von vielen Israelis als überkommene Lebens- und Wirtschaftsweise betrachtet. Doch die Kibbuzim leisten noch immer einen wichtigen Beitrag für den Fortbestand der Gesellschaft. So werden Einwanderer in den sogenannten Ulpan mit Sprachprogrammen und anderen Angeboten an die israelische Gesellschaft herangeführt.

Auch auf dem ökonomischen Sektor hat sich einiges getan. Fünfzig Prozent der Einnahmen werden mittlerweile mit modernen Industriebetrieben und Touristik erwirtschaftet. Dessen ungeachtet stellen die Kibbuzim noch immer die Hauptversorger des Binnenmarkts mit Obst und Gemüse dar. Sie erzeugen vierzig Prozent aller israelischen Agrarprodukte. Doch die moderne Kibbuzbewegung macht Kompromisse. Selbst am sozialistischen Grundprinzip „gleicher Lebensstandard für alle“ wird gerüttelt. Was sagen die Pioniere von einst zur aktuellen Entwicklung? Wir haben mit Akteuren aus Gründerzeiten gesprochen.

Revivim bedeutet Regenschauer. Der Name für den vor etwa 60 Jahren gegründeten Kibbuz zeugt von Optimismus. Denn Revivim liegt mitten in der Wüste Negev, wo durchschnittlich nur 75 Millimeter Niederschläge pro Jahr fallen – das ist achtmal weniger als in Berlin. „Als wir hier ankamen, war hier gar nichts, nur Wüste“, erklärt Ruth Yogev, die seit 1949 in dem Kibbuz nahe der ägyptischen Grenze lebt.

„Ich will Ihnen etwas zeigen, das alles erklären wird.“ Ruths Ehemann Yaakov steht vor einer Karte, auf der die Grenzen des Staates Israel, so wie sie 1947 von der UNO-Vollversammlung beschlossen wurden, eingezeichnet sind. Die Karte hängt in einem der Steinhäuser im unbewohnten Teil des Geländes, dem „alten Kibbuz“, wo heute in einem kleinen Museum das Leben und die Geschichte der Pioniere nachgezeichnet werden.

„Ich war 17 Jahre alt und besuchte gerade die berühmte Landwirtschaftsschule in Kaduri, oben im Norden“, erinnert sich Yaakov. „Als der Staat Israel ausgerufen wurde, tanzten wir in den Straßen. Noch in derselben Nacht begann der Krieg.“

Am 15. Mai 1948 griffen die Armeen Ägyptens, Jordaniens, Syriens, Libanons und Iraks den gerade gegründeten Staat Israel an. Yaakov und Ruth kämpften damals in der Palmach, der Elite-Einheit der jüdischen Untergrundverteidigungsarmee Haganah. Die Palmach war 1941 unter anderem deswegen gegründet worden, weil eine deutsche Invasion in Palästina befürchtet wurde. Zwar erachteten die britischen Kolonialherren die Truppe als illegal, in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs arbeiteten sie dennoch eng mit der Palmach zusammen. „Ich bin mit 14 in die Haganah eingetreten“, erzählt Yaakov. „Wir bekamen eine Pistole und mussten unterschreiben, dass sie für die jüdische Siedlungspolizei bestimmt war.“

Nach dem Krieg ging er in die Wüste, um den Kibbuz mit aufzubauen. „Unsere Generation orientierte sich an dem, was für das Land wichtig war“, sagt Yaakov ohne Pathos, „wir dachten weniger darüber nach, was wir selbst wollten. Hier im Negev wurde Verstärkung gebraucht.“ Diese Devise hatte die Führung der sozialistischen Zionistenbewegung Hashomer Hazair ausgegeben. Staatsbegründer David Ben-Gurion rief ebenfalls dazu auf, den Negev zu besiedeln, um zu garantieren, dass die Region Teil des Staates Israel werde.

Der Kibbuz Revivim war ein strategisch wichtiger Punkt: Die Verteidigung des südlichen jüdischen Außenposten wollte gut organisiert sein. Die Pionier-Kibbuzniks mussten zahlreichen Angriffen der ägyptischen Armee standhalten. Der Schützengraben, der sich rund um das Gelände mit dem Charakter eines Wehrdorfs zieht, zeugt von diesen Kämpfen.

Auch Ruth erinnert sich im Kibbuzmuseum an ihre Zeit in der Armee. „Das war mein Job in der Palmach“, sagt die 76-Jährige, nimmt in der Schreibstube Platz und bedient das dort ausgestellte Morsegerät, als ob sie erst gestern die letzte Nachricht gedrahtet hätte. „Du kannst mich nachts aufwecken und ich kann sofort losmarschieren“, sagt sie lachend. An der Wand zeigt ein Bild einen jungen Pionier, der ein russisches Hemd und ein Palästinensertuch trägt. „Das war die modische Kombination zu dieser Zeit“, kommentiert Yaakov und zeigt



auf ein weiteres Foto, auf dem die 20-jährige Ruth über den Waschtrog gebeugt in die Kamera lächelt.

Ruth floh 1934, als sie fünf Jahre alt war, mit ihren Eltern von Berlin ins damalige Palästina. Kurz nach dem israelischen Unabhängigkeitskrieg kam sie nach Revivim und machte sich zunächst in der Wäscherei nützlich. „Meine Eltern hielten mich für meschugge“, sagt Ruth, „weil ich mich ausgerechnet hier niederlassen wollte.“ Auch Yaakovs Eltern hätten ihren Sohn lieber an der Universität als im Negev gesehen.

Vom Wachturm des alten Kibbuz aus erblickt man Olivenhaine, so weit das Auge reicht. Obwohl der Regen ausblieb, haben die israelischen Siedler die Wüste bezwungen – dank ausgeklügelter Bewässerungssysteme, bei denen Brack- und Salzwasser genutzt wird.

Revivim ist reich – zumindest im Vergleich zu vielen Kibbuzim in Israel. Doch längst sind es nicht mehr nur Oliven, Milch oder Zitrusfrüchte, die in dem Betrieb für eine gesunde Wirtschaftslage sorgen. In den meisten der rund 270 Kibbuzim, in denen immerhin über zwei Prozent der israelischen Bevölkerung leben, macht die Landwirtschaft nur noch einen Bruchteil des Umsatzes aus. Auch in Revivim stammen zwei Drittel des Einkommens aus der Fabrik, in der unter anderem Tankdeckel für VW hergestellt werden.

Kibbuz-Filiale in Luxemburg

Das unscheinbare Gebäude der „Raval Ltd.“ verbirgt im Inneren hochmoderne Anlagen und liegt im neuen Kibbuz, wo auch Ruth und Yaakov wohnen. „Vor 15 Jahren war es so etwas wie eine Sünde, einen Investor in den Kibbuz zu bringen – heute suchen wir händeringend danach.“ Die Kibbuzniks aus dem Negev wurden fündig und beschlossen, sich den Zugang zum europäischen Markt durch eine Filiale vor Ort zu erleichtern. Vor drei Jahren wurde deshalb Raval Europa SA gegründet, mit Sitz im Süden von Luxemburg.

Beim Kaffee mit Apfelkuchen erzählen Ruth und Yaakov Yogev indessen davon, dass im modernen Kibbuz nicht immer alles so läuft, wie es die Pioniere ursprünglich im Sinn hatten. „Der Wunsch nach Veränderungen ist deutlich zu spüren“, betont Ruth. „Du hast Angst davor“, wirft Yaakov ein. „Nein, ich höre das, was die Leute reden“, lautet die Antwort. Und: „Unsere Ideale sind wunderbar, aber die Leute sind nicht dementsprechend.“

Zwar wurde in Revivim bislang nicht, wie in manchen anderen Kibbuzim, am Grundpfeiler der Kibbuzidee gewackelt: dem gleichen Lebensstandard für alle. „Ist dieses Prinzip abgeschafft, kann man nicht mehr von einem Kibbuz sprechen“, betont Yaakov unerbittlich. Dennoch hat sich ein differenziertes Lohnsystem auch bereits in Revivim eingeschlichen. Die Arbeiter in der Fabrik werden je nach Qualifikation und Aufgaben unterschiedlich bezahlt. Die Gehälter der Kibbuzniks fließen in die Gemeinschaftskasse und werden dann einheitlich nach einem komplizierten Bedarfsmodell verteilt. Die Angestellten von außerhalb gehen mit unterschiedlich gefüllten Lohntüten nach Hause.

„Nur ökonomisch gesunde Kibbuzim können es sich leisten, wie ein klassischer Kibbuz zu funktionieren“, stellt Yaakov fest. „Dort ist der Druck nicht so groß, weil sich die Leute mehr leisten können“. Dennoch hat sich auch in den wohlhabenden Kibbuzim der Blickwinkel verändert. „Anstatt alle Energie dazu aufzubringen, den Kuchen größer zu machen, diskutiert man nun darüber, wie er aufgeteilt werden soll“, fasst Yaakov die Entwicklung zusammen. Auch den Optimisten ergreift im Lauf des Gesprächs eine Portion Realismus: „Ein Kibbuz ist nach außen ein normaler Betrieb – er benimmt sich wie eine sozialistische Insel im kapitalistischen Ozean. Wenn der Tsunami kommt, wirst Du weggeschwemmt.“

Im Lauf der Jahre hat Yaakov gelernt, sich in diesem Ozean zu bewegen. Immer wieder ließ er sich neue Geschäftsideen einfallen. Zuerst organisierte er eine Lilienzucht, nun hat er eine Fischzucht aufgebaut. Überall in der Welt ist er herumgerast, um sich landwirtschaftliche Projekte anzusehen. Im Nebenzimmer steht ein PC, den die betagten Kibbuzniks ganz selbstverständlich nutzen. Ein Internetanschluss gehört in Revivim zur Grundausstattung. Ebenso wie ein Lebensentwurf, der durchaus individuelle Bedürfnisse zulässt. Ruth ging wie Yaakov, nachdem der Kibbuz auf stabilen Füßen stand, im Alter von 40 Jahren doch noch auf die Universität und studierte Sozialarbeit. Und die vier Kinder? „Die waren doch im Kibbuz bei ihrem Vater gut aufgehoben“, antwortet Ruth verärgert. Die gut organisierte Kinderbetreuung sowie die qualitativ hochwertige Gemeinschaftsküche und der praktische Wäscheservice sorgen dafür, dass die private Hausarbeit sich in Grenzen hält.

Zur Ruhe setzen wollen sich die beiden Kibbuzniks trotz hohem Alter noch nicht. Das Arbeitsethos wird nicht nur in Revivim gepflegt. „Letzte Woche starb unser ältestes Mitglied im Alter von 97 Jahren“, erklärt Nahman Ras, der vor 80 Jahren im Kibbuz Geva geboren wurde und seitdem dort lebt. „Eine Woche davor hat die Verstorbene noch gearbeitet“, fügt er stolz hinzu. Geva liegt im Norden von Israel, oberhalb der Westbank zwischen Afula und Bet Shean und gehört wie Revivim zu den wohlhabenden Kibbuzim. Die beiden Fabriken erwirtschaften gute Gewinne. Das sieht man der gepflegten Parkanlage an, in der die Häuschen der Kibbuzniks zwischen Palmen und Mandelbäumen locker verstreut sind. Auch Touristen kommen gerne nach Geva und mieten sich für ein paar Tage ein.

Kollektiver Individualismus

Nahman Ras sitzt im etwas biedereren Gemeinschaftsraum des Kibbuz und zeigt stolz das Bild von sechs Russen, die den Kibbuz im Jahr 1919 gegründet haben. Sein Vater ist darauf zu sehen und der Onkel von Moshe Dayan. Heute zählt der Kibbuz etwa 700 Mitglieder, der Altersdurchschnitt ist mit 42 verhältnismäßig niedrig.

Auch hier ist „Veränderung“ das Wort, das die meisten Diskussionen bestimmt. „Wann ist ein Kibbuz kein Kibbuz mehr?“ fragt sich Ras und weiß darauf scheinbar keine Antwort. „Verändert hat sich bereits vieles“, meint die 84-jährige Rahel Caro, die 1938 mit der Jugend-Alijah aus Berlin nach Geva kam. „Das Leben im Kibbuz war für mich ein Ideal“, sagt die gebürtige Stuttgarterin, die im Kibbuz einen Berliner heiratete. 25 Jahre lang arbeitete sie als Babypflegerin im Kinderhaus, ebenfalls einem Grundpfeiler der Kibbuzbewegung. „Früher haben die Kinder nicht bei ihren Eltern gewohnt und wurden gemeinschaftlich erzogen“, sagt Caro. Heute ist das Kinderhaus ein Kindergarten; der Kibbuznachwuchs wächst in der Kleinfamilie auf. Derzeit kämpfen in Geva die jugendlichen Kibbuzniks für ihr Recht, mit 16 eine eigene Wohnung auf dem Kibbuzgelände zu bekommen. Vor ein paar Tagen haben sie einen Sitzstreik organisiert, weil dieses Alter auf 18 angehoben werden sollte. „Auch die modernen Kibbuzeltern haben sich verändert“, erzählt Caro lachend.

McDonald's stört nicht

Vor dem Speisesaal, dem zentralen Treffpunkt im Kibbuz Gan Shmuel, parken ein paar von diesen geräuscharmen Elektrofahrzeugen, die besonders bei den älteren Kibbuzniks sehr beliebt sind. Gan Shmuel liegt nördlich von Tel Aviv, nur einige Kilometer von der Küste entfernt. Auch im Frühling kann es hier schon drückend heiß werden. Angenehm kühl ist es dagegen im Dining Room, einem Mehrzweckraum mit schlichtem Steinboden und ein paar Scheinwerfern an der Decke, die für Feste und Parties dort angebracht worden sind. Das unaufhörliche Fließbandrattern der Industrierippschneide wird gebrochen von klapperndem Essbesteck und vom Gemurmel der wenigen Kibbuzniks, die an diesem Sonntag, dem ersten von sechs Werktagen, um 9 Uhr noch nicht zur Arbeit gegangen sind.

Der achtzigjährige Uri Adiv hat es heute nicht so eilig, obwohl der von der Parkinsonschen Krankheit Geplagte noch immer regelmäßig in der Kibbuz-eigenen Saftfabrik arbeitet und nicht selten sogar Nachtschichten schiebt. Adiv, dessen Eltern 1922 aus Russland kamen, ist in Gan Shmuel geboren worden und war viele Jahre für die ökonomischen Belange des Kibbuz verantwortlich, quasi als „Manager“ des kompletten Betriebs. Noch heute hat er einen genauen Einblick in die wirtschaftliche Situation des Kibbuz, der neben einer Saftfabrik unter anderem auch ein großes Einkaufszentrum inklusive McDonald's-Restaurant betreibt.

„Wir brauchten eine neue Einkommensquelle“, sagt Adiv, „heute bringt uns der Supermarkt etwa 460000

US-Dollar Nettogewinn.“ Insgesamt erwirtschaftete der Konzern Gan Shmuel 2004 rund 8,5 Millionen US-Dollar. Der Löwenanteil entstammt der Saftproduktion.

McDonald's im Kibbuz stört Uri Adiv nicht. „Wir fürchten uns nicht vor dem Wandel“ sagt er, „doch gleichzeitig wollen wir die traditionellen Werte erhalten“. Das bedeutet für Adiv vor allem Sozialismus nach innen und Marktwirtschaft nach außen: dass alle Kibbuzniks weiterhin über die gleiche Menge an Gütern und Geld verfügen können. Um zu zeigen, wie die Bewohner davon profitieren, dass an Althergebrachtem festgehalten wird, führt er uns über das Gelände. Zuerst zeigt er uns das Altersheim des Kibbuz. Das Gebäude ist wie die anderen Wohnhäuser von üppigem Grün umgeben. Auch wenn die Wasserversorgung hier ebenfalls ein Problem ist, mit den Bedingungen im Negev hat sie nichts gemein. Etwa 20 Personen sind im Pflegeheim untergebracht, die meisten von ihnen Kibbuzmitgliedern, die sich dauerhaft nicht mehr selbst versorgen können. Die Kosten für die Pflege werden teils vom Staat, teils vom Kibbuz übernommen. „Wir schicken die alten Leute aus dem Kibbuz nicht ins Altersheim sondern kümmern uns um sie,“ sagt Krankenschwester Hanna Knaz.

Im Herzstück des Kibbuz, in der Saftfabrik, arbeiten die meisten der insgesamt 500 Kibbuzniks. Im Hof stehen unzählige Container mit Zitrusfrüchten. Unablässig fahren Sattelschlepper auf eine Rampe, von der die Ladung in ein Reinigungsbecken rutscht und zur Weiterverarbeitung in die Saftpresse transportiert wird. „Im Jahr 1940 haben wir damit angefangen,“ erzählt Adiv. „Damals war es eine Notlösung, da wir im Zweiten Weltkrieg keine Früchte exportieren konnten.“ Heute werden 58000 Tonnen Früchte pro Jahr verarbeitet, 4000 Tonnen stammen aus eigenem Anbau.

Den intensiven Zitrusduft hinter sich lassend, setzt Adiv die Führung in der Zierfischzucht fort. Hier werden auch die begehrten, mehrere tausend Dollar teuren Kois gezüchtet. „Ich dachte einmal, die Zierfische würden die Zukunft der Agrarwirtschaft,“ sagt Adiv lachend. „Noch immer verzeichnen wir 1,5 Millionen Dollar Exporteinnahmen mit diesem Wirtschaftszweig. Doch die meisten Fachkräfte sind heute abgewandert.“

Die Mitgliederzahl ist in Gan Shmuel seit Jahren ungefähr konstant. Doch Adiv macht sich wie die anderen Pionier-Kibbuzniks wegen der „ideologischen Veränderungen“ Sorgen. Heute fühle man sich dem Kibbuz nicht mehr in demselben Maß verbunden wie zu Gründerzeiten. „Früher konnte man beispielsweise sagen: Mir gefällt diese Arbeit nicht. Ich will eine andere Arbeit. Das gibt es so nicht mehr.“ Immerhin blieb das Prinzip „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinem Bedürfnissen“. Ob Bildhauer oder Fabrikmanager, „der Lebensstandard des Kibbuz beruht auf dem Einkommen, dass die Mitglieder zusammen einbringen“.

Längst hat man sich in Gan Shmuel wie Revivim und Geva vom Prinzip verabschiedet, keine Arbeitskräfte von außerhalb einzustellen. Für Adiv ist der Einfluss der 200 Angestellten und Arbeiter auf die Alltagskultur im Kibbuz ein wesentlicher Grund für den Wandel, der sich vollzieht. „Man fängt an, sich zu vergleichen, in Konkurrenz zu gehen. Eine verstärkte Trennung von Arbeit und Privatleben setzt ein,“ kritisiert Adiv.

Oft hat sich der Achtzigjährige mit Blick auf seine Ideale überlegt, ob er in Gan Shmuel noch am richtigen Platz sei: „Ich denke, ich würde das Gleiche noch einmal tun: Helfen, diesen Kibbuz aufzubauen.“ Auch Ruth und Yaakov Yogev bereuen es nicht, ihr Leben im Kibbuz verbracht zu haben. „Nicht einen einzigen Tag,“ sagte Yaakov. „Selbst wenn ich ein drittes Mal wählen müsste, würde ich nicht anders entscheiden.“

Dieser Artikel erschien erstmals in der Internetzeitschrift www.telepolis.de. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Weitere Informationen: www.kibbutzprogramcenter.org, www.ganshmuel.com.



Kibbuz – Idee in Gefahr

Fritz Vilmar reflektiert aktuelle und historische Entwicklungen.

Den Autoren des vorangegangenen Berichts sei Dank gesagt: Ihre Wiedergabe der historischen Kibbuzentwicklung, basierend auf der Erzählung der Leute von Revivim, ist korrekt und widerlegt den tendenziösen Unsinn über die gegen die Araber gerichteten aggressiven Wehrdörfer: Diese waren jahrzehntelang, bis zur Staatsgründung 1948, ausschließlich zur Verteidigung der den osmanischen Großgrundbesitzern abgekauften Landgebiete gerüstet. 1948 haben sie wesentlich dazu beigetragen, den unmittelbar nach der Staatsgründung von fünf arabischen Ländern unternommenen Versuch abzuwehren, den jungen Staat Israel zu vernichten.

Dass Israel sich später, insbesondere nach dem dritten arabisch-israelischen Krieg, dem „Sechs-Tage-Krieg“ von 1967, zunehmend selbst zu einem militarisierten und teilweise aggressiven Staat entwickelt hat, finanziert von den USA, steht auf einem anderen Blatt. Festzuhalten ist hier, dass die Kibbuzim zwischen 1910 und 1948 die Rolle einer – höchst erfolgreichen – genossenschaftlichen jüdischen Agrarentwicklung gespielt haben. Ihre gleichzeitige Rolle als rein defensive Wehrdörfer muss betont werden, auch gegen „linke“ Anti-kibbuz-Ideologien, die die arabischen und palästinensischen Positionen unkritisch nachbeten.

Die Kibbuzkrise – komplexer und tiefer

Nicht gerecht werden die Autoren der schweren Existenzkrise der Kibbuzbewegung seit den 90er-Jahren. Diese Krise betrifft nicht nur den Streit um mehr Indi-

vidualisierung und Liberalisierung des Kibbuzlebens, der seit den ersten Jahren der Bewegung andauert und in dem bekannten Teekoherstreit seinen symbolträchtigen Anfang nahm, als sich streng kollektivistisch orientierte Kibbuzniks darüber erregten, dass einige in ihren Zelten sich den individuellen Luxus eines eigenen Spirituskochers leisteten. Etappensiege individueller Lebensgestaltung in einer sozialistischen Gemeinschaft waren schließlich das Telefon, der eigene Fernseher und das eigene Auto.

Als ich in den 80er-Jahren in vielen Kibbuzim und Kibbuz-Bildungsstätten angesichts der Auflösung von immer mehr kollektiven Reglementierungen häufig die Frage von älteren Aktivisten hören musste: „Ist das denn noch ein Kibbuz?“, stellte ich die Gegenfrage: Was ist denn überhaupt das Grundprinzip des Kibbuz?

Es zeigte sich bei diesen Diskussionen nicht nur eine erhebliche Verunsicherung unter den Kibbuzniks, die bis zum heutigen Tag fortbesteht, weil man infolge der jahrzehntelangen Konzentration auf praktische Aufgaben das Nachdenken über die geistigen Grundlagen hochgradig vernachlässigt hatte. Die intensivere geistige Diskussion förderte aber dieses Grundprinzip (wieder) ans Licht. Es ist das Prinzip „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“. Also die prinzipielle Trennung des Anteils des Kibbuzmitglieds am gemeinsam erwirtschafteten Ertrag von seiner Leistung für eben dieses Sozialprodukt – die Absage an den Leistungslohn als Quelle gesellschaftlicher Ungleichheit, von privatem Profit ganz zu schweigen.

Man geht im Kibbuz davon aus, dass jeder für die Gemeinschaft so gut arbeitet, wie er kann, und dass die Gemeinschaft deshalb jedem den gleichen Anspruch zubilligt, am Ertrag der Gemeinschaft teilzuhaben.

Genau dies aber halten die kapitalistisch orientierten „Reformer“ in der Kibbuzbewegung für falsch – für die Ursache des angeblichen wirtschaftlichen Rückgangs. Ich sage mit Bedacht „kapitalistisch orientiert“, denn nachweislich ist es das Eindringen kapitalistischer Wirtschaftsregeln (nicht zuletzt importiert von den US-amerikanischen Kibbuz-Einwanderern), die diese Aufgabe des entscheidenden Kibbuzprinzips vorantreiben und bei dreißig bis vierzig Prozent der zur Zeit rund 280 Kibbuzim in Israel damit Erfolg haben. Die Einführung von Leistungslöhnen und individuellen Vermögen, die zunehmende Abschaffung der solidarischen Lebensfürsorge wird beschlossen, hohe Managergehälter werden akzeptiert. Von einer Rotation der Ämter ist keine Rede mehr. Vergessen ist, dass die Erträge der Kibbuzwirtschaft ohne sogenannten Leistungslohn und ohne rigide Kontrollmaßnahmen einen um durchschnittlich 4% höheren Pro-Kopf-Ertrag im Vergleich zur israelischen Gesamtwirtschaft erreichten.

Die Vergiftung des Kibbuzlebens durch diese kapitalistischen Grundsätze der Ungleichbehandlung, der individuellen Profitorientierung und der Wiedereinführung von Klassen- und Führungsschichten auf der Basis finanzieller Ungleichheit: das wäre die tödliche Krise der Kibbuzbewegung. Und wo diese eingeführt worden sind – übrigens ohne wesentliche wirtschaftliche Erfolge – dort handelt es sich nicht mehr um einen Kibbuz, selbst wenn er sich noch so nennt.

Eine beispielhafte Aussage

Da hier die Details dieser prinzipiellen Auseinandersetzung über den Wirtschaftsstil des Kibbuz nicht erörtert werden können, zitiere ich das exemplarische Beispiel des in dem Kibbuz Massada lebenden Journalisten *Ami Ruzansky* (in einem ZEIT-Bericht von *Gisela Dachs* aus dem Jahr 1998): „Das Prinzip der Gleichheit hat jeglichen Ehrgeiz abgetötet. Wer den Kibbuz retten will, der muss es abschaffen.“ Dieser Aussage widersprechen, wie gesagt, die Statistik der Kibbuzwirtschaft, aber auch meine individuellen Erfahrungen in einer Möbel-fabrik und einer Plastiktaschenherstellung wie auch in der Orangenplantage und in der Kibbuzgärtnerei: dass nämlich der Ehrgeiz, nicht weniger und möglichst nicht Schlechteres zu leisten als die anderen, einen außerordentlich leistungsmotivierenden Effekt hat.

Der Negativbericht der ZEIT fährt fort: „In den vergangenen fünf Jahren haben vierzig Mitglieder Massada verlassen. Die verbliebenen hundertfünfzig haben sich mit ihren Familien immer mehr in ihre Privatsphäre zurückgezogen; der Kinosaal ist verriegelt, der Speisesaal, einst die Seele des Kibbuzlebens, ist um die Mittagszeit fast leer. Nicht mehr als zwanzig meist ältere Menschen sitzen an den langen Tischen. Anders als bei den Nachbarn von Schaar Hagolan war es in Massada schon keine große Sache mehr, als man vor einem Jahr die Mahlzeiten zu registrieren begann. Davor, sagt der Reformator *Ami Ruzansky*, hätten die Leute immer so viel Essen aus dem Speisesaal mitgenommen, dass nie genug für alle übriggeblieben sei.“

An dieser Stelle wird er auf den Privategoismus fixiert, sozusagen amerikanisierte Blick offensichtlich neurotisch. Ich habe in den rund 20 Kibbuzim, die ich zwischen 1981 und 1993 besucht habe, trotz aufmerksamer Betrachtung nicht einen einzigen Fall bemerkt, in dem *Chaverim* (Kibbuzmitglieder) sich derart Essen mitgenommen hätten, dass für später Kommende nichts übrig geblieben wäre.

„Ruzansky's 23-jähriger Sohn Gideon, der gerade von der Ferienarbeit auf dem Feld kommt [...], sieht in Massada gar keinen richtigen Kibbuz mehr. Aber früher



oder später, glaubt er, könne sich niemand dem Trend zur Privatisierung und zum Individualismus entziehen [...] Zu den Vorteilen des Kibbuz zählt Ruzansky, dass die Kinder im Notfall bei den Nachbarn gut aufgehoben seien. Allerdings gebe es seit der Vermietung der leer gewordenen Häuschen immer mehr Leute im Kibbuz, die man gar nicht kenne. Seither schließt *Ami Ruzansky* seine Haustür sorgfältig ab.“

Im Kibbuz gibt es keine Nachbarn, die man nicht kennt, daher auch nicht dieses Regime des Misstrauens. Der Sohn des für die „westliche“ Wirtschafts- und Lebensgesinnung typischen Egomane hat Recht: *Masada* ist auf dem besten Weg, kein Kibbuz mehr zu sein.

Blick nach vorn

Nach der kritischen Analyse der gegenwärtigen Kibbuz-Situation stellt sich die mindestens gleichgewichtige Aufgabe, einen strategischen Entwurf zum Aufbau von kommunitären, kibbuzförmigen Modellen zu erarbeiten. Diese Aufgabe stellt sich zumindest demjenigen, der nach dem Zusammenbruch des real-existierenden Sozialismus zu dem Urteil gekommen ist: „Es kann sein, dass der Zusammenbruch des Sozialismus im 20. Jahrhundert unter anderem auch deshalb erfolgte, weil dessen Sieg viel zu sehr als ein großer Durchmarsch – Revolution – Wahlsieg – Massendemonstration – gedacht und versucht wurde.“

Eine klassenlose, herrschaftsfreie Gesellschaft der Gleichen und Freien kann wahrscheinlich auf diesem Weg nicht erreicht werden, weil er die Menschen zu wenig in Richtung auf solidarische Koexistenz verändert. Wahrscheinlich muss ein radikal reformiertes und reformuliertes Konzept zur Gesellschaftstransformation ins Auge gefasst werden, das an vormalistische kommunitäre Sozialismuskonzepte anknüpft. Es müsste der Idee der Graswurzelrevolution folgen: Aufbau, Ausbreitung und Kooperation Tausender, Zehntausender von selbstorganisierten Netzen, in teilautonomen Nachbarschaften, vor allem aber in kommunitären, kibbuzförmigen Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die nach dem kropotkinschen Prinzip der gegenseitigen Hilfe und nach dem Grundsatz „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinem Bedürfnis“ funktionieren. Praktische Modelle, in denen sich Sozialismus nicht durch Agitation und Massenbewegungen ausbreitet, sondern durch beispielgebendes Vorleben dessen, was z. B. Attac sich auf die Fahnen geschrieben hat: „Eine andere Welt ist möglich.“

Da das strategische Konzept „Kommune aufbauen – vom Kibbuz lernen“ hier nicht entfaltet werden kann, seien die vier großen strategischen Schritte dahin

wenigstens beim Namen genannt:

- 1) Selbstorganisation weiterentwickeln.
- 2) Kommunitäre Modelle diskutieren und entwickeln.
- 3) Kommunitäre Modelle fördern.
- 4) Eine kommunitäre Gesellschaft entwickeln.

Die zu Unrecht in die utopistische Ecke geschobenen frühsozialistischen Vordenker kommunitärer Sozialismuskonzepte würden sich dann als wissenschaftlich mindestens ebenso relevant erweisen wie der Marxismus – nicht zuletzt als Antwort auf die zu erwartenden großen gesellschaftlichen Notlagen. Nach dem Motto: Gemeinsam sind wir stark. Oder noch schärfer: Nur gemeinsam sind wir existenzfähig. Solidarität nicht als Luxus, sondern als „Überlebensprinzip vor Ort“.

Prof. Dr. Fritz Vilmar ist seit 1975 am Politikwissenschaftlichen Institut der FU Berlin tätig. Seine Schwerpunkte sind die Entwicklung humaner Alternativen und Demokratisierungsstrategien (z. B. „Handbuch Selbsthilfe“) und der deutsche Vereinigungsprozess („Die DDR war anders“). Von 1977 bis 83 war er Mitglied der Grundwertekommission der SPD. 2003 hat er aus Protest die SPD verlassen. Er ist Initiator der Ökologischen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft (ÖKOLEA) in Klosterdorf bei Berlin. www.fritzvilmar.de

Weitere Informationen zu Kibbuzim:

International Communes Desk

Kibbuz Tzora, 99803 D.N. Shimshon, Tel. (+972) (03) 5346078, E-Mail: solrene@tzora.col.il, www.comuna.org.il, Kontaktbüro für Gemeinschaften und Kibbuzim, halbjährliche Zeitschrift CALL (Communities at large).

Green Kibbuz Samar

88815 M.P. Hevel Eilat, Tel. (+972) (08) 6356711, E-mail: samar-office@samar.ardom.co.il Der Kibbuz Samar mit seinen über 200 Menschen in der Arava-Wüste zeichnet sich besonders durch seine demokratische und ökologische Kultur aus.

Kibbuz Lotan

88855 D.N. Chevel Eilat, Tel. (+972) (07) 6356888, E-mail: lotan-office@lotan.ardom.co.il, www.birdingisrael.com/KibbutzLotan Ebenfalls in der Arava-Wüste bei Eilat gelegen, setzen sich die 110 Mitglieder des Kibbuz Lotan besonders für kollektive Ökonomie, progressiven Judaismus und die Erhaltung der Wüsten-Ökosysteme ein.

eurotopia

Leben in Gemeinschaft: Anders besser leben

eurotopia engagiert sich für nachhaltige, solidarische und humane Lebensweisen und für ein kooperatives Zusammenleben weltweit.

eurotopia stellt zukunftsfähige Ideen, Projekte und Menschen vor und berichtet über konkrete Wege, im Alltag anders und besser zu leben.

eurotopia interessiert sich für selbstbestimmte Gemeinschaften als ganzheitliche Lebensschulen.

eurotopia verbindet Gemeinschafts-Initiativen.

eurotopia unterstützt den Aufbruch zu einer neuen, integralen und gewaltfreien Kultur.

Mehr Informationen über Gemeinschaftsprojekte in Europa finden Sie im **eurotopia**-Verzeichnis, Ausgabe 2004: 348 Selbstdarstellungen auf 448 Seiten, 18,00 Euro.

Tel. (03 9000) 9 06 21
E-Mail: info@eurotopia.de
Internet: www.eurotopia.de.

eurotopia kooperiert mit der Initiative „Aufbruch anders besser leben“. Nähere Informationen: www.anders-besser-leben.de